

A watercolor-style illustration of a woman with long blonde hair, wearing a red top and a voluminous, multi-layered skirt with a teal and pink floral pattern. She is walking from left to right, carrying a tan handbag. The background shows a cityscape with a bridge and a clock tower (Big Ben) in the distance. The sky is light with a few birds flying.

DOLLY
ALDERTON

Roman

AM
ENDE
IST ES EIN
ANFANG

A

A

DOLLY ALDERTON

AM
ENDE
IST ES EIN
ANFANG

Roman

Aus dem Englischen
von Zoë Beck

Atlantik

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
Good Material bei Fig Tree / Penguin Books, London.

Die Originalfassung des Gedichts auf S. 7 findet sich in:
Christopher Reid, *A Scattering*, Arete Books 2009, hier S. vi.

Songzitat auf S. 6r: Words and Music by JustinVernon, Brandon Burton,
Camilla Staveley-Taylor and Francis Farewell Starlite. Copyright © 2019 April
Base Publishing, Brought To You By Heavy Duty and BMG Rights Manage-
ment (UK) Ltd. All Rights for April Base Publishing and Brought To You
By Heavy Duty Administered Worldwide by Kobalt Music Publishing Ltd.
All Rights for BMG Rights Management (UK) Ltd. Administered by BMG
Rights Management (US) LLC. All Rights Reserved Used by Permission.
Reprinted by Permission of Hal Leonard Europe Ltd.

Für Lauren Bensted, Königin meines Herzens

*Atlantik ist ein Imprint des
Hoffmann und Campe Verlags, Hamburg.*

1. Auflage 2024
© 2023 Dolly Alderton. All rights reserved
Für die deutschsprachige Ausgabe
Copyright © 2024 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
www.hoffmann-und-campe.de
Umschlaggestaltung und -motiv:
Johannes Wiebel | punchdesign, München,
unter Verwendung eines Motivs von stock.adobe.com
Gesetzt aus der Adobe Caslon
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-455-01736-6


HOFFMANN
UNDCAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Verstreuen

*Die Bilder hast du sicher schon gesehen: Wie Elefanten
die Knochen eines Artgenossen finden, am Wegesrand
und sauber abgepickt von Aasgeiern und
von der Sonne, dann dort gelassen, ohne Ordnung,
und wie sie dann beschließen, dagegen was zu tun.*

*Doch was genau? Natürlich können sie
die alte Elefantenpracht nicht mehr zusammenfügen,
nicht mal den Haufen besser ordnen können sie. Doch
mit dem Rüssel Knochen aufheben, das können sie, und
sie in diese, jene Richtung schleudern. Also tun sie es.*

*Und wirkt dieses Verstreuen nicht
wie ein Ritual mit Vorsatz, notwendig und uralt?
Schon ihre schiere Größe macht sie ja
zur Fleischwerdung des Kummers, während das Spiel der Rüssel
ihnen Sprezzatura schenkt.*

*Elefanten beim Enträtseln
des Anagramms der eigenen Anatomie,
Elefanten bei ihren abstrakten Klageliedern –
möge ihr Geist mich leiten, wenn ich meine eigenen
trüben Gedanken neu fasse: in hoffnungsvolle Arrangements.*

Christopher Reid

Sommer 2019

GRÜNDE, WARUM ES GUT IST, DASS ICH NICHT MEHR MIT JEN ZUSAMMEN BIN

Kann nicht tanzen. Hat überhaupt kein Rhythmusgefühl. Das fand ich anfangs noch hinreißend, bis ich gesehen habe, wie andere Leute über sie lachten, und ich sage es ungern, aber es war mir peinlich.

Einmal habe ich mitbekommen, wie sie zu meinem Cousin, der noch ein Teenager ist und Hilfe mit seinen Uni-bewerbungen brauchte, sagte: »Lass uns das demnächst mal bei 'nem Cappuccino besprechen.«

Ihre Ansichten darüber, was schick ist, sind generell ziemlich Neunziger, zum Beispiel Cocktails oder zwanzig Pfund für Tagliatelle in einem »netten kleinen Lokal« auszugeben.

Weigert sich, auch nur eine Minute früher als neunzig Minuten vor Abflug am Flughafen zu sein.

Muss sie nicht mehr davon überzeugen, unsere Wohn-
gend zu mögen.

Wenn sie abends laufen gehen wollte, kam sie vorher ins Wohnzimmer, machte vor dem Fernseher ihre Dehn-übungen, fragte: »Was ist das?«, und ließ mich ihr erklären, was gerade lief, obwohl sie genau wusste, was es

war, nur um mir unter die Nase zu reiben, dass sie Sport macht, während ich mir *Hilfe, ich bin ein Messie!* anschau.

Sprach zu oft und zu selbstgefällig darüber, aus einer großen Familie zu kommen, als wäre es ihre Entscheidung gewesen, drei Geschwister zu haben.

Gab ständig damit an, dass sie wegen ihrer offensichtlich linken, antimonarchistischen Werte den britischen Verdienstorden ablehnen würde, wusste aber nie, warum man ihr den Orden laut ihrer Phantasie hätte verleihen sollen, wenn ich sie danach fragte.

Würde definitiv niemals den britischen Verdienstorden ablehnen, würde man ihn ihr anbieten.

Brauchte eine Stunde, um ins Bett zu gehen, ganz egal wann sie nach Hause kam, weil sie noch eine siebenstufige Hautpflegeroutine durchführte, sich durch Shopping-Apps scrollte und Podcasts hörte. Und trotzdem verließ sie morgens, nur zwanzig Minuten nachdem der Wecker geklingelt hatte, die Wohnung.

Kam bei mir immer zu spät, aber nie bei der Arbeit.

Kann nicht Auto fahren (kindisch).

Schaffte es irgendwie immer, den Plot von jedem Film, den wir uns ansahen, auf ihr eigenes Leben zu beziehen.

Ihre unerträgliche Schwester Miranda, die unsinnige, selbst gebastelte Schilder bei Demos hochhält, auf denen so etwas wie DIE GESCHICHTE SIEHT UNS ZU steht, und von der ich weiß, dass sie mich hasst, weil sie immer über »weiße Heteromänner« schimpfte, wenn sie zum Abendessen vorbeikam, ganz egal worum es ging. Lange Zeit sagte sie immer: »Sorry, Andy«, aber am Ende dann nicht mehr.

Ihre Freunde von der Arbeit: Langweilig und klügelhaft, und weder sind sie lustig, noch hab ich Lust auf sie.

Das ganze Gerede, eine große Abenteurerin zu sein, was sie aber nie durchzog. Wollte ein Jahr freimachen, um zu reisen, weil sie nie ein Brückenjahr gemacht hatte (»nächstes Jahr«). Wollte nach Paris ziehen (»nicht der richtige Zeitpunkt«). Wollte sich einen Undercut schneiden lassen (»würden sie auf der Arbeit nicht gut finden«). Wollte zu einem Freiluft-Rave mit Sexmotto (»wenn mein Heuschnupfen besser ist«).

Geht jede Woche, seit sie neunundzwanzig ist, zur Therapie, wollte mir aber nie sagen, worüber sie dort sprechen, und ich habe nie bemerkt, dass irgendetwas mit ihr nicht stimmen würde.

Hatte eine zu enge Verbindung zu Hunden und redete mit ihnen, als wären sie Menschen.

Ihr unverschämter Vater.

Ihre seltsame Mutter.

Stammt aus einer Familie, die gern lange Rundwanderungen macht und Brettspiele spielt.

Auf nervige Art redselig und war zu Schulzeiten im Debattierclub, weshalb ich in vier Jahren keinen einzigen Streit gewonnen habe, obwohl ich ziemlich oft recht hatte.

Meckerte ständig an mir herum, weil ich Nägel kaue, an den Zehen herumknibbele, zu viele Nasen- und Arschhaare habe usw., obwohl sie selbst die ganze Zeit an ihrer Nagelhaut rumpickt.

Redet im Kino.

Tat so, als sei sie sich nicht sicher, ob sie Kinder will, weil sie sich um die Zukunft des Planeten sorgt, aber ich glaube, sie wollte einfach nur keine Kinder mit mir.

Sprach nie ernsthaft übers Kinderkriegen, obwohl sie weiß, wie sehr ich mir wünsche, Vater zu werden, aber sagte manchmal im Gespräch zu anderen Leuten: »Der steht auf der Liste meiner Babynamen.«

Zu den Babynamen gehörten: Noah, Blue (?) und Zebedee.

Snob. Sagte einmal, dass sie Leute, die auf dem Weg in den Sommerurlaub am Flughafen Strohütte tragen, »provinziell« findet.

Blieb in Museen zu lange vor jedem Kunstobjekt oder Gemälde stehen und machte mich nieder, wenn ich zu schnell durch eine Ausstellung ging.

Einmal hab ich gesehen, wie sie im Britischen Museum ehrfürchtig einem WINZIGEN JADELÖFFEL zunickte.

Sah sie nur ein paarmal in fast vier Jahren Beziehung weinen, und es war nicht, als wir uns trennten.

Einmal weinte sie, als wir eine Joni-Mitchell-Doku anschauten.

Hat mein Leben ruiniert.

FREITAG, 5. JULI 2019

An der Wäscheleine im Garten meiner Mutter hängen ein Pulli und ein Hemd, die so aussehen, als würden sie in der Brise Händchen halten. Ich stehe an meinem Schlafzimmerfenster und sehe dabei zu, wie sich ihr Zusammenspiel mit der Windrichtung verändert. Ich sehe bis genau 19:03 Uhr zu, dann nehme ich das Telefon und rufe die Frau an, die ich drei Jahre, zehn Monate und neunundzwanzig Tage lang geliebt habe und die mich vor acht Tagen und zweiundzwanzig Stunden verlassen und mein Herz wie eine widerspenstige Piñata zertrümmert hat.

Wir hatten verabredet, dass ich um sieben anrufe, aber ich warte bis drei Minuten nach, um ihr zu zeigen, dass nicht mehr sie die Ansagen macht. Ich scrolle zu ihrem Namen in meinem Adressbuch: Jen (Hammersmith). Das fanden wir lustig – meine auserwählte Lebenspartnerin, auf einen Stadtteil reduziert. Jetzt, da es seine Ironie verloren hat, ist es nicht mehr lustig. Es ist nur noch ein Fakt. Ich rufe Jen (Hammersmith) an, eine Frau, mit der ich wahrscheinlich niemals befreundet sein würde, die in einem Teil von London lebt, den ich nie aufsuchen würde.

»Hallo?«

»Hey«, sage ich, und meine Stimme bricht wie ein Dudsack. »Hier ist Andy.«

»Ich weiß.«

»Hast du meine Nummer schon gelöscht?«
»Nein ... Warum sollte ich deine Nummer löschen?«
»Ich weiß nicht, es ist nur, wie du dich gemeldet und ›Hallo?‹ gesagt hast, so förmlich, als würdest du in einer Zahnarztpraxis ans Telefon gehen.«
»Ich hab nicht ›Hallo?‹ gesagt, ich hab ›Hallo!‹ gesagt.«
»Nein, hast du nicht, du hast es wie eine Frage klingen lassen. Als wüsstest du nicht, wer anruft.«
»Ich wusste, wer anruft. Wir hatten eine Zeit ausgemacht.«
»Ich dachte nur, weil ich später als geplant angerufen habe ...«
»Wir haben sieben gesagt«, sagt sie fröhlich. »Und ich kenne deine Nummer eh.«
»Warum?«
»Weil ich sie am Anfang immer wieder gelöscht habe, und dadurch habe ich sie zufällig auswendig gelernt.«
Ich denke an die Unterhaltung zurück, die wir in den ersten Monaten unserer Beziehung hatten, direkt nachdem wir einander zum ersten Mal gesagt hatten, dass wir uns lieben. Sie gab zu, meine Nummer jedes Mal zu löschen, nachdem ich ihr geschrieben hatte, damit sie nicht mehr meinen Namen auf ihrem Handy sehen und sich mit der Frage verrückt machen konnte, wann ich das nächste Mal schreiben würde. Wie machen sie das mit den Zeitreisen im Film? Ich würde alles tun. Mich aus großer Höhe hinabstürzen. Mir Stromschläge verpassen. In einen Schrank steigen und mich zehnmal um mich selbst drehen. Ich unterdrücke ein Schluchzen, und es klingt wie Schluckauf.

»Ach, Andy«, sagt sie.
»Mir geht's gut«, sage ich und tröte wieder wie ein Duddelsack. »Wie ist es bei Miranda?«
»Schon okay. Im Gästezimmer ist jetzt das Baby, deshalb schlafe ich auf einer Luftmatratze im Wohnzimmer, aber das ist in Ordnung.«
»Bist du von Protestschildern umgeben, auf denen ›Die Geschichte sieht uns zu‹ steht?«
»Nein«, sagt sie. Einer unserer Lieblingswitze, der zusammen mit unserer Beziehung erloschen ist. Wir durften ihn nur machen, als wir noch miteinander verbunden waren; als wir uns so nah waren, dass sich ihre Familie wie meine anfühlte, obwohl sie mich in den Wahnsinn trieb. Aber ich bin nicht mehr Teil von Jens Familie, wir spielen nicht mehr für dasselbe Team. Ich bin nur ein Mann aus den Midlands, der gemeine Sachen über ihre Schwester sagt und mit dem sie wahrscheinlich niemals befreundet sein würde.
»Wie geht's deiner Mutter?«, fragt sie.
»Es geht ihr gut, sie hasst dich, ihr Zumba-Kurs plant deinen Tod.« Eine weitere eisige Pause. »Sie ist offensichtlich am Boden zerstört.«
»Darf ich ihr einen Brief schreiben? Danach werde ich sie nicht mehr kontaktieren, versprochen. Ich will mich nur verabschieden.«
»Das würde ihr gefallen. Sie liebt dich über alles.«
»Ich habe nie eine Mutter wie deine Mutter kennengelernt.«
»Ich liebe dich über alles.« Noch mehr Stille. Ich nehme eine Zigarette aus der Schachtel und zünde sie an.

»Rauchst du?«

»Ja.«

»Tu's nicht, Andy, du hast dir solche Mühe gegeben aufzuhören.«

»Mir doch egal«, blaffe ich und hoffe, wie ein romantischer Outlaw zu klingen. Ich inhaliere und spüre eine eigentümliche Behaglichkeit, als sich meine Lunge zusammenzieht.

»Ich habe auch wieder angefangen. Wenn du rauchst, kann ich ganz genauso gut eine rauchen.« Ich höre sie in ihrer Handtasche herumwühlen. »Schon seltsam, hier zu sein. Auf dem Boden zu schlafen. So viel zu rauchen und zu trinken, wie ich will. Niemanden zu treffen. Es fühlt sich an wie Weihnachten.«

»Wie *Weihnachten*?«

»Ja. Na ja, als würde meine Welt für eine Weile stehen bleiben.« Ich sage nichts. »Du weißt, was ich meine.«

»Nein, das weiß ich nicht. Weil es sich für mich wie das Gegenteil von Weihnachten anfühlt.«

»Was ist denn das *Gegenteil* von Weihnachten?«

»Keine Ahnung. Ostern? Der schlimmste Geburtstag, den ich je hatte? Meine eigene beschissene Beerdigung, nur dass ich dabei noch lebe?«

»Andy – können wir versuchen, die Hysterie zu vermeiden? Ich weiß, dass es schrecklich für dich ist, für mich ist es auch schrecklich. Aber es machen ständig Leute miteinander Schluss.«

»Hör auf, das zu sagen! Hör auf, dich auf ›Leute, die Schluss machen‹ zu beziehen, als wären wir eine YouGov-Umfrage oder ein Meinungsbeitrag.« Mein Stolz verbietet

mir zu sagen, was ich eigentlich sagen will, nämlich dass »Ständig machen Leute Schluss« ein Gedanke ist, der nur diejenigen tröstet, die die Beziehung beendet haben. Sie sind nicht mehr verliebt und wollen sich deshalb nicht schlecht fühlen – ich weiß das, weil ich es selbst schon gesagt habe. Mir war nicht klar, wie sinnlos dieses Argument für die Person ist, die abgeschossen wurde.

»Meine Therapeutin hat etwas vorgeschlagen, was ich diese Woche machen werde, weil ich es hilfreich finde.«

»Deine Therapeutin hat vorgeschlagen, dass ich einen ›Brief an mein Ego‹ schreibe, also entschuldige, dass ich nicht darauf brenne, mir ihre Ratschläge anzuhören.«

»Willst du es hören oder nicht?«

»Sag.«

»Sie meinte, dass es am Ende einer Beziehung sinnvoll ist, eine Liste mit den Gründen zu erstellen, warum es gut ist, nicht mehr zusammen zu sein.«

»Ich kann so eine Liste nicht erstellen, weil ich will, dass wir zusammen sind.«

»Ich glaube nicht, dass du das willst.«

»Doch, das ist alles, was ich will.«

»Versuch doch wenigstens, diese Liste zu erstellen. Ich denke, es hilft dir dabei, deine Idee von uns von der Realität zu trennen, und ich glaube, tief in deinem Innersten weißt du auch, dass es nicht funktioniert hat.«

»Ich kann nicht glauben, dass du so abgebrüht bist«, sage ich. »So hab ich dich noch nie reden hören.«

»Ich versuche nur, uns beiden dabei zu helfen weiterzumachen.«

»Egal. Es hat keinen Zweck, weiter darüber zu reden.«

Ich finde keinen festen Boden in dieser Unterhaltung. Ich schwanke zwischen Verzweiflung und Gleichgültigkeit. Ich will, dass sie weiß, wie sehr ich sie liebe, und ich will gleichzeitig, dass sie denkt, mir würde unsere Beziehung nichts mehr bedeuten. Ich weiß nicht, welches Ergebnis ich mir wünsche. Hätte ich doch bloß nicht drei Bier getrunken. »Ich glaube, diese Telefonate bringen uns nicht weiter«, sage ich.

»Seh ich auch so.«

»Vielleicht sollten wir eine Weile nicht mehr miteinander reden.«

»Wenn es das ist, was du willst«, sagt sie.

»Es ist das, was ich will.«

»Okay«, sagt sie und nimmt einen tiefen Zug von ihrer Zigarette. »Hast du es Avi schon gesagt?«

»Nein.«

»Andy.«

»Ich sag es ihm, wenn ich so weit bin. Bitte. Ich hätte gern wenigstens ein winziges bisschen Mitspracherecht bei dieser Trennung.«

»Mit wem redest du?«

»Du bist die Einzige, mit der ich über diese Sache reden kann«, sage ich und fühle mich von der Unverblümtheit meiner eigenen Liebe abgestoßen. »Bitte Sorge dafür, dass Jane es ihm nicht vor mir sagt.«

»Sie hat geschworen, dass sie es nicht tun wird, aber sehr viel länger kann sie nicht mehr durchhalten«, sagt sie. »Er ist dein bester Freund. Er kann dir helfen, es zu verarbeiten.«

»So funktionieren wir nicht, Jen, aber danke.« Es ent-

steht eine Pause, die ich abwarte, damit sie sie füllt. Was sie nicht tut. »Also dann, mach's gut, ja?«, sage ich mit resignierter Fröhlichkeit. »Und wir schreiben einfach, wenn wir über Wohnungszeugs oder so was reden müssen.«

»Ja, klar«, sagt sie sanft. »Pass auf dich auf.«

»Ich liebe dich, Jen.« Ich kann hören, wie sie die Risiken abwägt, es ebenfalls zu mir zu sagen, während ihre Therapeutin auf ihrer Schulter hockt und etwas von Co-Abhängigkeit und Grenzen erzählt.

»Alles Liebe«, antwortet sie.

Ich lege auf.

Mum kommt mit zwei Bechern rein, und ich werfe meine Zigarette aus dem Fenster.

»Ich dachte, du rauchst nur, wenn du trinkst«, sagt sie, stellt einen Becher auf meinen Nachttisch und setzt sich auf die Bettkante, den anderen Becher in beiden Händen haltend.

»Ich habe schon drei Bier getrunken, und es ist nicht mal acht.«

»Das geht in Ordnung, unter diesen Umständen.«

Ich setze mich neben sie und nehme mir den Becher, den der Aufdruck *Ich bin Aston-Villa-Fan, und alles, was ich bekomme, ist dieser lausige Becher!* in weinroter Courier New schmückt.

»Der Tee schmeckt nach Marzipan.«

»Ich hab ein bisschen Disaronno reingetan«, sagt sie.

Ich lege den Arm um sie, und sie neigt sich zu mir und riecht an meinem T-Shirt.

»Stink ich nach Kippen?«

»Ja«, sagt sie und vergräbt ihr Gesicht in meiner Schulter. »Mein Gott, riecht das gut.«

»Jen will dir einen Brief schreiben. Ich habe ihr gesagt, dass sie das darf. Das war hoffentlich okay.«

Sie nickt. »Ich liebe Jen.«

»Mehr als mich?«

Sie denkt darüber nach. »Ein *bisschen* mehr als dich. Sie hat mir so wundervolle Kerzen geschenkt.«

»Na gut.«

Sie steht vom Bett auf und geht rüber zu dem silberblauen CD-Player, der vom jahrzehntelangen Gebrauch ganz zerkratzt ist. Sie öffnet eine Hülle und nimmt die CD raus.

»Du kannst so lange bleiben, wie du willst. Ich hab dich gern um mich.«

»Danke, Mum.« Ein Klimpern und anschwellende Streicher wärmen den Raum. »Was hast du aufgelegt?«

»*In the Wee Small Hours*. Das beste Trennungsalbum aller Zeiten.« Sie setzt sich wieder zu mir. »Hör es dir jeden Tag an, bis es dir besser geht. Ich habe es pausenlos gehört, als dein Dad mich verlassen hat.«

Ich stelle mir vor, dass es meiner Mutter so ging, als ich gerade erst zur Welt gekommen war und ihr keinen Tee machen oder den Arm um sie legen oder ihr ein Album vorspielen konnte. Sie tätschelt mir den Rücken und hievt sich auf eine Art hoch, wie sie es immer tut, seit sie sechzig geworden ist. Die Stimme von Frank Sinatra, der Klang eines jeden Dezembers, tröstet mich sofort. Es ist eine Stimme, die einen an eine Parallelwelt voller Luxus und Eleganz und Romantik und Streichorchester glauben lässt.

»Es fühlt sich an wie Weihnachten«, sage ich.

»Gut!«, sagt sie fröhlich und schließt die Tür hinter sich.

Ich gehe zum Fenster und starre auf die Wäscheleine. Die Ärmel greifen abwechselnd nacheinander, während sie in der Luft tanzen. Alles ist ein Zeichen, seit sie weg ist. Alles ist ein weiterer Hinweis, der mir zu verstehen hilft, was geschieht.

Ich denke an unseren ersten Kuss vor ihrer Haustür.

Ich denke an unseren ersten Streit und unseren letzten Streit und jeden Streit dazwischen.

Ich denke an die ersten Geburtstagsgeschenke, die wir uns gekauft haben.

Ich denke an ihre Oberlippe und das Muttermal daneben und wie ihre Nase mit jedem Winkel, in den sie sich dreht, die Form zu verändern scheint.

Ich denke an die erste Nacht, die wir zusammen in unserer Wohnung verbracht haben: wie ich sie über die Schwelle geschleppt habe, die leeren Zimmer, thailändisches Essen, zu viel Rotwein, ein betrunkenen Streit über die Notwendigkeit eines Zeitungsständers, wie wir kichernd auf dem Boden ficken.

Ich denke an die ersten sechs Monate, in denen wir ein gemeinsames Bett hatten, und wie sie auf meiner Brust in meinen Armen eingeschlafen ist und wir in exakt derselben Position aufgewacht sind.

Ich denke an die Form, die wir im Schlaf annahmen, wenn wir uns wohlfühlten. Rücken an Rücken, die Hintern berührten sich.

Ich denke an das erste Mal, dass ich sie zum Lachen brachte, und dass dieser Klang für mich auf ewig das beglückendste Geräusch der Welt sein wird, besser noch als das Lachen eines Publikums.

Ich denke an die Möglichkeit, dass ich sie nie wieder werde lachen hören, ihr nie wieder ein Geburtstags-geschenk kaufen werde, nie mehr überlege, was ich ihr beim Lieferdienst bestelle, nie mehr ihre Geheimnisse höre oder ihre Augenlider küsse.

Ich mache mit dem Handy ein Foto von dem Pulli und dem Hemd, damit ich nicht vergesse, wie es sich anfühlt, geliebt zu werden. Ich ziehe die Vorhänge zu und lege mich in das Bett, in dem ich schon als kleiner Junge geschlafen habe. Und dann weine ich und weine und weine und weine.

MONTAG, 27. JULI 2015

Einunddreißigste Geburtstage waren besser als dreißigste. Die dreißigsten waren symbolisch viel zu überladen. Symbolismus ist gut für eine Geschichte, aber schlecht für eine Party. Mit einunddreißig wussten wir, wo wir standen. Ein Kater pro Woche, Merinostrick, DIY, IPA – die frühen Dreißiger.

Es war der Geburtstag von Jane, der Freundin meines besten Friends. Die beiden waren seit zwei Jahren zusammen, sie war schwanger mit ihrem ersten Baby, und ich war endlich offiziell zum Geburtstagsdrinksteilnehmer aufgestiegen. Der Pub lag im Zone-eins-Niemandsland – das Ergebnis des Versuchs, die Wohnorte und Anreisezeiten und Babysitter-Kosten von fünfundzwanzig Personen zu koordinieren. Man landet an einem Ort, an dem man sich üblicherweise niemals mit anderen treffen würde.

»ANDY!«, krächte Avi, als ich in den Pub kam, der nur von wenigen Leuten bevölkert war, die ich alle nicht kannte. »ÜBERBRINGER DER VIBES, BESITZER DER KIPPEN.«

»Alles gut, Kumpel?«, fragte ich.

»Kippen! Kippen! Kippen!«, skandierte er. Ich nahm eine Schachtel Marlboro Lights aus der Jackentasche und bemerkte die Frau zu seiner Rechten, die von seiner speziellen Fünf-Pint-Lockerheit stillschweigend amüsiert schien. »MEIN BRUDER!«, plärrte er mir ins Ohr, hielt